

Adalbert v. Chamisso.



Ich weiß mich noch darauf zu besinnen, als wäre es erst gestern gewesen, wie wir Kinder zusammen hockten in der großen Hinterstube und Peter Schlemihl's wunderbare Geschichte lasen. Wir konnten im Grunde genommen nicht klug aus dem Buche werden und wußten nicht, sollten wir dabei weinen oder lachen. Mir aber fiel bei dem Lesen unwillkürlich jener große, lange Mann ein, der immer bei unserem Hause vorüberkam und gar nicht ausah, wie die anderen Leute, dieser Mann mit dem langen, graugelockten Haar, Brust und Hals entblößt, gleichviel ob es Sommer oder Winter, der immer so große Schritte machte, als sei er wirklich an die Siebenmeilen-Stiefel Peter Schlemihl's gewöhnt und habe jetzt nur ein Paar gewöhnlicher Stiefel angezogen, um sich von seinen anstrengenden Reisen in Berlin zu erholen. Seit jener Zeit betrachtete ich diesen Unbekannten mit noch größerem Interesse als zuvor; ich grüßte ihn, wenn ich, nach der Schule gehend, ihm begegnete, mit ehrerbietiger, aber geheimnißvoller Miene, als wollte ich sagen: „Ich weiß es recht gut, daß Du Peter Schlemihl bist, mögen die Andern auch glauben, was sie wollen;“ und ich meine, er mußte etwas davon merken, denn er lachte jedesmal, wenn er mich ansah. — So hatte sich ein eigenthümliches Einverständniß zwischen uns Beiden gebildet, welches so lange dauerte, bis wir eine andere Wohnung bezogen und ich diesen geheimnißvollen Mann nicht mehr sah. Als ich, größer geworden, ihn späterhin wieder erblickte, erfuhr ich, daß es zwar nicht Peter Schlemihl selbst, aber doch der Biograph desselben, Adalbert v. Chamisso sei.

Aber in der That, er war es doch selbst, dieser ewig umherirrende, nirgends eine dauernde Ruhestätte findende Peter Schlemihl, dessen Weltbürgerschaft ihm nicht Ersatz geben konnte für das verlorene Vaterland. — „Ich bin Franzose in Deutschland“, sagt er von sich selbst, diese unglückliche Derrissenheit seines Herzens bitter empfindend; „und ich bin Deutscher in Frankreich, Katholik bei den Protestanten, Protestant bei den Katholiken, Philosoph bei den Frommen und Frömmeler bei den Freigeistern, Weltmann bei den Gelehrten und Pedant in der großen Welt, Jacobiner bei den Aristokraten und unter den Demokraten ein Edelmann aus der alten Zeit. Ich bin nirgends an meinem Platze!“ — Und er hatte wohl ein vollkommenes Recht dazu, sich über diese Leere, diesen Zwiespalt seines innersten Seins zu beklagen, obwohl er dies schmerzliche Gefühl fest in seine Brust verschloß und nur selten ein tief wehmüthiger Klagenston hervorquoll in einem jener kleinen lyrischen Gedichte, wie „Schloß Boncourt“ und einige Andere. —

Chamisso verlebte seine Jugend in jener für die Weltgeschichte so unennbar wichtigen Periode, wo die französische Nation ihre Selbstständigkeit fühlend, sich für mündig erklärte und die Völker Europa's aufrief, ihrem Beispiele zu folgen. — Aber Chamisso sah auch alle jene Gräuelprediger, die der aus seinen Pässen gebrochene Strom anrichtete; er mußte selbst das Land verlassen, das er liebte, das er hochschätzte, um sich unter einem fremden Volke eine neue Heimath zu suchen. — Aber als er diese Heimath gefunden, als er Deutschland, welches ihm ein freundliches Asyl gewährt, lieben gelernt hatte, da brach zwischen diesen beiden Nationen, unter denen sein Herz getheilt war, der Kampf aus, in welchem sich die Adler Frankreichs triumphirend bis zu Deutschlands äußerster Grenze Bahn brachen. — So sah er sein Vaterland auf dem Gipfel des Ruhmes und der Herrlichkeit; das Land aber, welches seinem Herzen fast eben so theuer geworden war, herabgewürdigt, erniedrigt in Schmach und Knechtschaft. — So stand er in einer Zeit, wo Alles um ihn her Parthei war und es sein mußte, allein, verlassen, von beiden Seiten mit mißtrauischen Blicken betrachtet da, ohne sich selbst Rechenschaft über diese Gefühle geben zu können, die ihn nach den verschiedenartigsten Richtungen hin bewegten. Dennoch trug er sein trübes Schicksal wie ein Mann. Er dachte hochherzig genug, nicht mit dem Geschick zu hadern, nicht die gewaltigen Interessen der Zeit mit mißgünstigem Blick zu betrachten, weil er durch dieselben Alles verloren, was das Glück des Individuums ausmacht. Das schon vorher angeführte Gedicht: „Schloß Boncourt“ ist ein schöner Beweis dieser Gesinnung: Das Schloß seiner Väter liegt zerstört und niedergebroschen, der Pflug geht über die Stelle hin, wo es gestanden, aber dennoch sagt er in wehmüthiger Erinnerung:

Sei fruchtbar, o theurer Boden,
Ich segne dich mild und gerührt;
Und segn' ihn zwiefach, wer immer
Den Pflug nun über dich führt.

Daß nun Chamisso ungeachtet seines echt deutschen Gemüthes dennoch ein Franzose blieb, ist nicht zu leugnen, und während wir uns Glück wünschen müssen, daß wir dies markvolle Dichtertalent der französischen Nation abgewonnen haben, hatte er bei diesem Tausch doch Alles verloren. Um so höher und größer müssen wir ihn aber achten, daß ihm bei aller dieser Herrlichkeit seiner kräftigen Seele nicht jene Gesinnungslosigkeit überkam, welcher ein deutscher Dichter, der zu Frankreichs Fahne geschworen, leider anheimgefallen ist. Ich meine H. Heine, den wir schon früher mit Chamisso verglichen. — Chamisso's Herz blieb und mußte seinem Vaterlande bleiben, und von diesem französischen Anklingen zeigt besonders seine Vorliebe für grelle Effekte bei Bearbeitung irgend eines Stoffes. Unser Landsmann, der als Kritiker so hochgeschätzte Professor C. Seidel, erzählte mir, daß er seinem Freunde Chamisso einst gesprächsweise die schreckliche, unter mancherlei Gestaltungen in der vaterländischen Sage auftauchende Geschichte von dem Bildhauer oder Maler mittheilte, der den Jüngling an's Kreuz nagelt, damit er ihm zum Modell diene; Chamisso benutzte diesen Stoff zu seinem oft angegriffenen Gedichte: „das Crucifix“ „zu meinem nicht geringen Staunen“ wie der Erzähler mir sagte, „da ich weit davon entfernt gewesen war, zu glauben, daß diese schreckliche Scene das Gemüth des Dichters ansprechen könne.“ — Eben so grell ist der Stoff in dem Gedichte: „Matteo Falcone“ wo der Vater den Sohn erschießt, weil dieser den Flüchtling verrathen, der sich in seiner Hütte verborgen. „Don Juanito Verdugo de los Seganos“ enthält ein nicht minder schauderhaftes Ereigniß: der gefangene Juanito vollführt das Amt des Henkers an seiner ganzen Familie; Vater, Mutter, Schwester und Bruder bluten unter seinem Schwert, weil er nur dadurch sein Leben retten kann, und der Vater ihm bei seinem Fluche geboten, selbst auf diese Weise für die Aufrechthaltung seiner Familie zu leben.

Aber ungeachtet dieser düsteren Seite, welche Chamisso's Dichtungen zuweilen haben, tritt uns doch überall seine erhabene, jeder unwürdigen Verirrung fremde Gesinnung entgegen, sei es nun in jenen entsetzlichen Scenen, von denen wir vorher sprachen, oder in seinen gedankenvollen Lebens Träumereien, und hecken Humor, der sich bisweilen hinter das ernste Gewand der poetischen Auffassung verbirgt und dann plötzlich hervorspringt mit seiner Schellenmütze und seinem buntscheckigem Gewande. —

Von Chamisso's Gedichten sind wohl diejenigen die gelungensten zu nennen, welche in das Gebiet der poetischen Erzählung gehören, und unter diesen, wie z. B. Woronyoff, nimmt besonders das „Salas y Comej“ eine vorzügliche Stelle ein. — Außer seinen Gedichten ist aber noch vor Allem sein vorerwähntes Buch „Peter Schlemihl“ anzuführen, ein Werk, das zu allgemeine Anerkennung gefunden hat, als daß noch nöthig sein sollte, etwas Weiteres darüber zu sagen.

Was die Biographie des Dichters anbetrifft, so verstatet uns der beschränkte Raum dieser Plätter nicht, ausführlicher bei den mannigfachen Schicksalen zu verweilen, aus welchen sich das Leben dieses Mannes zusammensetzt.

Aus einer alten, französischen Familie entsprossen, wurde er im Januar 1781 auf dem Schlosse zu Boncourt in der Champagne geboren. Diefelben Gründe, welche zu jener Zeit einen großen Theil des französischen Adels dazu veranlaßten, sein Vaterland mit dem Rücken anzusehen, waren die Ursache, daß der junge Chamisso bereits im Jahre 1790 ebenfalls Frankreich verließ. Ohne einen festen Wohnsitz zu finden, kam seine Familie nach mannigfachen Reisen durch die Niederlande, Holland und Deutschland endlich auch nach Berlin, wo Chamisso Edelknabe bei der Königin, der Gemalin Friedrich Wilhelm's II. wurde und endlich 1798 bei einem in Berlin garnisonirenden Regimente in preussische Kriegsdienste trat. Als den Emigrierten die Rückkehr in's Vaterland gestattet wurde und auch die Familie Chamisso's dorthin zurückging, blieb der junge Mann jedoch in seiner Garnison, und in jener Periode, wo er, ganz allein stehend, Niemanden hatte, an den er sich anschließen konnte, fing sich sein poetisches Talent an zu entwickeln; er machte Verse, erst französische, dann deutsche, die indessen noch ohne besondern Gehalt waren. In Gemeinschaft mit Varnhagen von der Ense gab er auf eigene Kosten den *Musen Almanach* auf das Jahr 1804 heraus, ein Unternehmen, das noch zwei andere Jahrgänge zur Folge hatte, für Chamisso aber besonders dadurch wichtig wurde, das es ihn mit jungen Leuten gleichen Strebens in Verbindung brachte.

Die unglücklichen, politischen Ereignisse, welche damals Preußen betrafen, störten indessen Chamisso's Pläne für die Zukunft. Er hatte den Entschluß gefaßt, dem Dienst zu entsagen und sich, da seine wissenschaftliche Bildung durchaus nicht sehr bedeutend war, den Studien zu widmen. Demgemäß wollte er die Universität zu Halle beziehen, aber diese wurde bekanntlich in jener verhängnißvollen Periode aufgelöst, und um seine Lage noch niederdrückender zu machen, starben auch seine Eltern zu jener Zeit.

Fast mit sich selbst und der ganzen Welt zerfallen lebte Chamisso nun in Berlin, ohne zu wissen, was er beginnen sollte, als er im Spätjahr 1809, durch die Vermittelung eines Freundes seiner Familie, den Ruf als Professor am Lyceum zu Napoleonville erhielt. Dieser Aufforderung folgend, reiste er wirklich nach Frankreich, trat aber, obwaltender Mißverständnisse wegen, sein Amt nicht an. — In dieser Zeit machte er die Bekanntschaft der geistreichen Frau v. Stael welche er auf ihrer bekannten Stucht begleitete. — Mit einer Art von Enthusiasmus pflegte sich Chamisso an diese Tage zu erinnern, welche so zu sagen, den Glanzpunkt seines Lebens ausmachten, und nachdem er in Gesellschaft der Stael und der bedeutendsten Männer jener Tage bis zum Jahre 1812 gelebt, verließ er Coppet, und kam wieder nach Berlin, um sich auf der dortigen Universität dem Studium der Naturwissenschaften zu widmen. — Im Jahre 1810, jener für ganz Europa so inhaltsschweren Periode, schrieb er mit seinem nach so verschiedenen Seiten hin angezogenem Herzen das schon mehrmahls erwähnte Märchen Peter Schlemihl. — So kam das Jahr 1815 heran; noch einmal riefen die Adler des Kaisers ganz Europa zu den Waffen, nur Chamisso mußte unthätig bleiben. „Die Zeit hat kein Schwert für mich;“ rief er schmerzlich aus; „aber aufreibend ist es, bei solcher waffenkreudigen Volksbewegung müßiger Zuschauer bleiben zu müssen!“

In jener Zeit wurde von Seiten der russischen Regierung eine Entdeckungsexpedition nach dem Nordpol vorbereitet und durch die Empfehlung seines Freundes Julius Eduard Hitzig wurde Chamisso zum Naturforscher der Expedition an die Stelle des Professor Ledebur, den seine geschwächten Gesundheitsumstände zurücktreten ließen, ernannt.

Nach den verschiedenartigen mit einer solchen Expedition verknüpften Schicksalen, wie sie uns Chamisso in seinen hinterlassenen Werken selbst mittheilt, kehrte er wieder nach Berlin zurück, und nun beginnt

IV

auch in seinem literarischen Wirken eine neue Periode. Seine erste Arbeit nach seiner Rückkehr war das ebenfalls schon genannte Gedicht: „Salas y Comey“ in Terzinen geschrieben. — Zugleich nahm er wieder an der Redaktion des inzwischen neu erstandenen Musenalmanachs Theil und zwar in Verein mit G. Schwab, mit dem er besonders freiligrath in die deutsche Literatur einführte. Seine gesammelten Gedichte erschienen 1831, und fünf Jahre später war schon eine dritte Auflage derselben nothwendig geworden. In diesem Jahre erschienen auch seine gesammelten Werke, 4 Bände, Leipzig 1836, da er in der Vorahnung eines nahen Todes Niemandem das Sammeln seiner Arbeiten überlassen wollte.

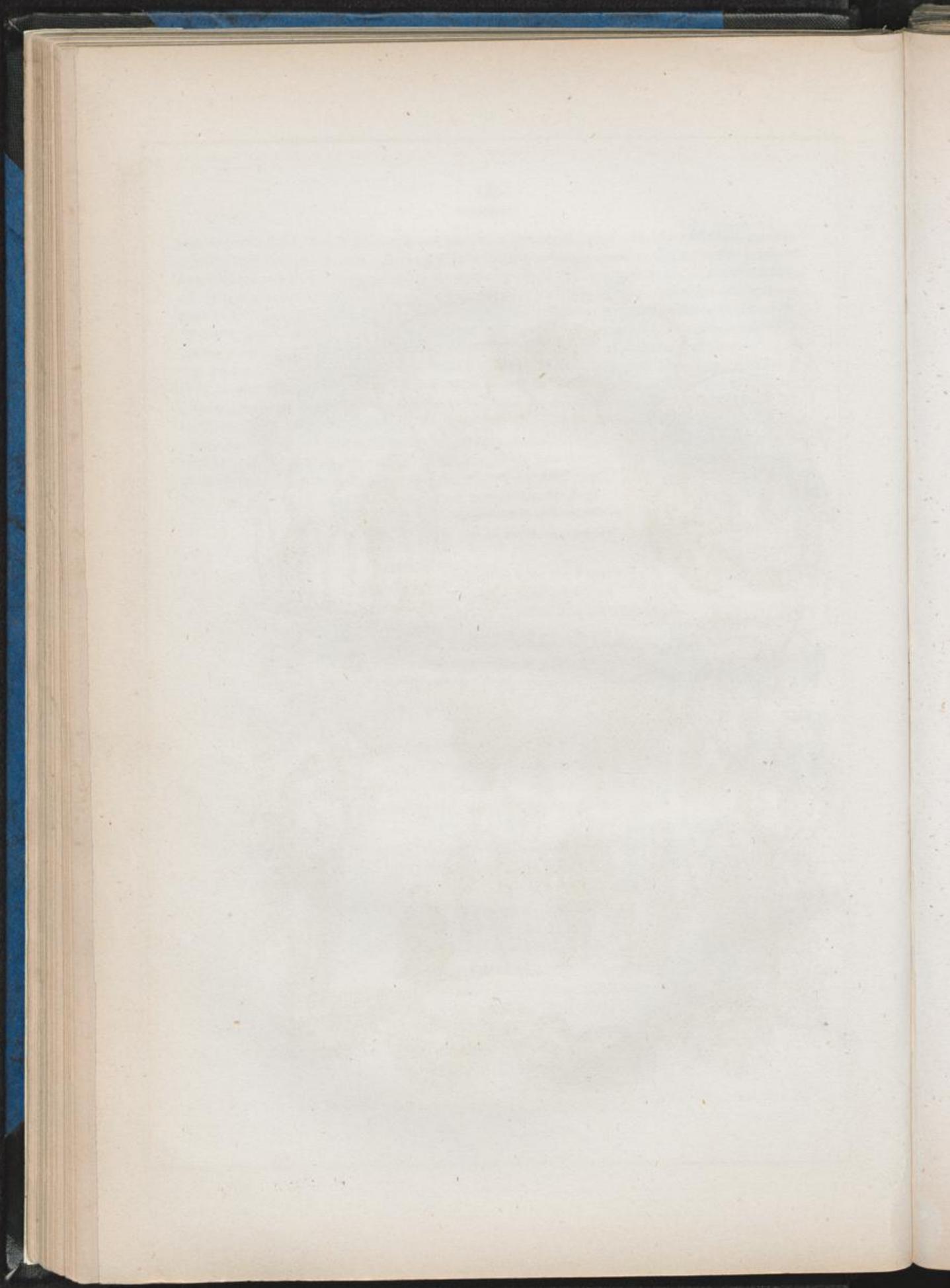
In den letzten Jahren seines Lebens beschäftigte er sich indessen, abgezogen durch eigene Kränklichkeit, so wie durch den Tod seiner geliebten Gattin, weniger mit der Poesie, als mit wissenschaftlichen Studien, und diesen verdanken wir die Schrift: „Ueber die Javaiische Sprache“. Leipzig 1838. In demselben Jahre erschienen indessen eben daselbst seine „Lieder von Deranger“ die er im Verein mit seinem Freunde Franz v. Sauty übersetzt hatte. Bald nachher überraschte ihn unter seinen wissenschaftlichen Beschäftigungen der Tod. — Er starb 1839, noch bis zum letzten Augenblick seine volle Geistesthätigkeit beibehaltend, wie er schon vorher von sich selbst singt:

„Ein halbes Hundert mir entranschter Jahre
Hat nicht mein Herz berührt, nur meine Haare.“



Da kamen die stolzen Genossen der Jagd
Den Herzog suchend einher,
Es dienet der Herr der Bauernmagd,
Sie zürnen und schelten sie sehr...

Was zürnt ihr und schellet die Bauernmagd!
Die heut euch dünket zu klein,
Sie wird, bevor der Morgen noch tagt,
Wohl über euch Herzogin sein.



Herzog Huldreich und Beatrix.



Herzog Huldreich, der Herzog im Böhmerland,
Er jagt auf den Höhen zur Stund';
Die Bäuerin wäscht die Leinwand
Am Bach im schattigen Grund.

„Bedürftig und müde verirrest du
Dich Jäger in unser Thal;
Laß hier dich nieder zu kurzer Ruh,
Und theile mit mir das Mahl.“ —

Hab' Dank, hab Dank, du freundliches Kind,
Du spendest, wo mancher raubt;
Wie mir ermattet die Glieder sind,
Sinkt sorgenschwer auch mein Haupt. —

„Und naht die Sorge bei freudiger Jagd
Dir Jäger im lustigen Wald?
Wenn nagend den alten Vater sie plagt,
Verscheuchet mein Lieb sie bald.“ —

Kein Lieb aus trauer, freudiger Brust!
So einsam inmitten der Schaar!
Kein Stern der heiteren, innigen Lust,
Kein Aug', wie das deine so klar! —

„Doch leuchtet aus kühngewölbten Brau'n
Mildfreundlich dein Augenstern;
Wer möchte nicht in den Himmel schau'n,
Wer nicht in das Auge dir gern?“

Zu mir hinauf wohl manche sah,
 Frug nicht nach des Auges Licht,
 Und hätte gestanden ein Anderer da
 Statt meiner, sie merkt' es nicht. —

„Auf, Jäger, es mag geschieden nun sein;
 Dort windet dein Pfad sich hinan.
 Noch schaut' ich in's Auge dem Vater allein,
 Sonst keinem anderen Mann.“ —

Mißdeute nicht ein trübes Wort,
 Das nicht, du Gute, dir galt;
 Und schickst du von hinnen mich zürnend fort,
 Wo find' ich auf Erden noch Halt? —

„Ich zürne nicht, wie du es meinst,
 Ich bin vom Zürnen, wie fern!
 Gott segne dich, und die vereinst
 Wird deines Himmels Stern.“ —

Gott segne dich, du liebe Maid;
 Noch Eins verkünde mir mild:
 Gedenk' ich dein in Freud' und Leid,
 Wie nenn' ich das süße Bild? —

„Beatrice nennt der Vater mich,
 Desß Hütte dort sich zeigt;
 Du aber sprich, wie nenn' ich dich,
 Der huldreich sich mir geneigt?“ —

Beatrice, Heilesbringerin!
 Wohl wirfst du als solche gekannt;
 Und fragest nach mir? mit zartem Sinn
 Hast selbst du mich eben genannt. —

„Du Huldreich? hab' ich's doch gedacht,
 Wie unser Herzog schier,
 Und kam' er daher in der Herrschaft Pracht,
 Ich blickte doch nur nach dir.“ —

Ich dünkte der Freude mich fremd noch fast,
 Und hab's dir, Beatrice, vertraut;
 Doch wenn um Liebe du Liebe hast,
 Verbinde der Ring mir die Braut. —

„Du lieber, du seltsamer Jägermann,
 So Huld: mir und Liebe-reich;
 Den Ring, den nehm' ich vom Vater nur an,
 Ich führe zum Alten dich gleich.“ —

Wohlan, wohlan, du süße Gestalt,
 Ich werb' um deine Hand;
 Der Alte findet den Bessern, halt!
 Doch nicht im böhmischen Land. —

Da kamen die stolzen Genossen der Jagd
 Den Herzog suchend einher,
 Es dienet der Herr der Bauernmagd,
 Sie zürnen und schelten sie sehr. —

Was zürnt ihr und scheltet die Bauernmagd?
 Die heut euch dünket zu klein,
 Sie wird, bevor der Morgen noch tagt,
 Wohl über euch Herzogin sein.

Die Löwenbraut.

Mit der Myrte geschmückt und dem Brautgeschmeid
 Des Wärters Tochter, die rostige Maid,
 Tritt ein in den Zwinger des Löwen; er liegt
 Der Herrin zu Füßen, vor der er sich schmiegt.

Der Gewaltige, wild und unbändig zuvor,
 Schaut fromm und verständig zur Herrin empor;
 Die Jungfrau, zart und wonnereich,
 Liebstreichelt ihn sanft und weinet zugleich:

„Wir waren in Tagen, die nicht mehr sind,
 Gar treue Gespielen wie Kind und Kind,
 Und hatten uns lieb, und hatten uns gern;
 Die Tage der Kindheit, sie liegen uns fern.“

Du schütteltest machtvoll, eh' wir's geglaubt,
 Dein mähen-umvogtes königlich Haupt;
 Ich wuchs heran, du siehst es, ich bin
 Das Kind nicht mehr mit kindischen Sinn.

O wär' ich das Kind noch und bliebe bei dir,
 Mein starkes, getreues, mein rebliches Thier;
 Ich aber muß folgen, sie thaten's mir an,
 Hinaus in die Fremde dem fremden Mann.

Es fiel ihm ein, daß schön ich sei,
 Ich wurde gefreiet, es ist nun vorbei; —
 Der Kranz im Haare, mein guter Gesell,
 Und nicht vor Thränen die Blicke mehr hell.

Verstehest du mich ganz? Schau'st grimmig dazu;
 Ich bin ja gefaßt, sei ruhig auch du;
 Dort seh' ich ihn kommen, dem folgen ich muß,
 So geb' ich denn, Freund, die den letzten Kuß!"

Und wie ihn die Lippe des Mädchens berührt,
 Da hat man den Zwinger erzittern gespürt;
 Und wie er am Gitter den Jüngling erschaut,
 Erfasst Entsetzen die bangende Braut.

Er stellt an die Thür sich des Zwingers zur Nacht,
 Er schwinget den Schweif, er brüllet mit Macht;
 Sie flehend, gebietend und drohend begehrt
 Hinaus; er im Born den Ausgang wehrt.

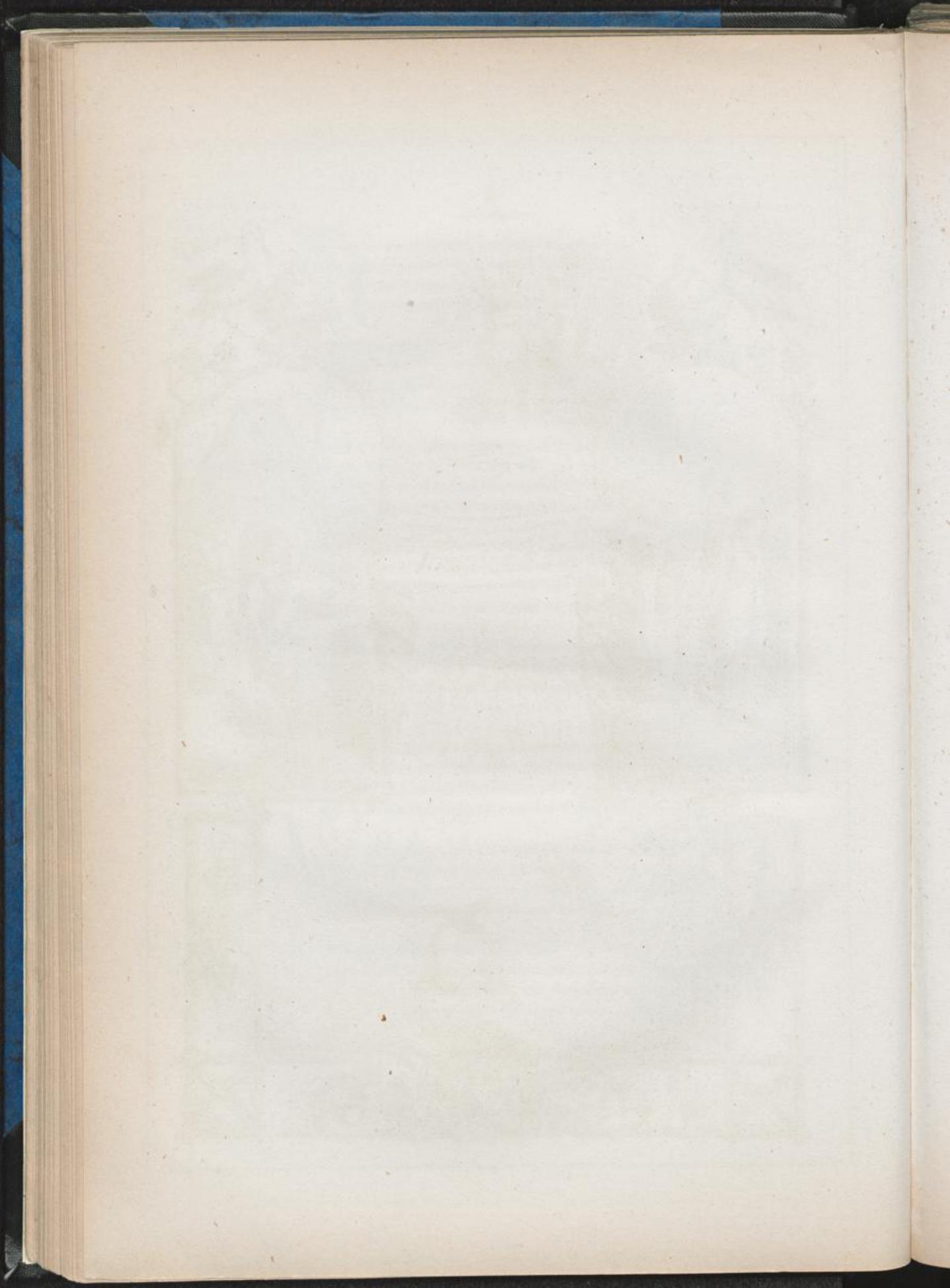
Und draußen erhebt sich verworren Geschrei,
 Der Jüngling ruft: „bring' Waffnen herbei;
 Ich schief' ihn nieder, ich treff' ihn gut!“
 Auf brüllt der Gereizte, schäumend vor Wuth.

Die Unselige wagt's, sich der Thüre zu nah'n,
 Da fällt er verwandelt die Herrin an;
 Die schöne Gestalt, ein gräßlicher Raub,
 Liegt blutig, zerrissen, entstellt in dem Staub.

Und wie er vergossen das theure Blut,
 Er legt sich zur Leiche mit finstern Muth,
 Er liegt so versunken in Trauer und Schmerz,
 Bis tödtlich die Kugel ihn trifft in das Herz.



Er war hienieden so ganz verarmt,
 Hat Gott vielleicht sich seiner erbarmt;
 Sein Nam' als eines Verächlichen hat
 Zu drei mal gestanden im Wochenblatt.



Des Gefellen Heimkehr.



er klopft so stark? wer begehrt in's Haus?
Ich schließe nicht auf, mein Gh'herr ist aus.

„Und sag' ich die an, der klopft, ist dein Sohn,
„O Mutter, o Mutter! so öffnest du schon.“

Was kehrtest du heim, mein Sohn, so geschwind,
Bevor noch die Jahre verstrichen sind?

„Ich kehrte heim — ich war wohl bethört —
„Gast, Mutter, du nie von Heimweh gehört?“

Mein Mann, besücht' ich, vernimmt's nicht gern; —
O weh', daß ich freite den anderen Herrn!

„O weh', daß dem Zweiten du hin dich warfst,
„Und nicht mit dem Sohne dich freuen mehr darfst!“

Mein Sohn, o schone der Mutter dein,
Und laß das Gericht nur Gottes sein!

„O meine Mutter! — doch, mache mir kund,
„Wo weilt die Christel zu dieser Stund'?“

Mein Mann ist streng, unfreundlich fast,
Er trieb aus dem Haus den ihm lästigen Gast.

„Des Sohnes Braut aus dem Hause gejagt! —
 „So auch den Sohn, sei Gott es geflagt!

„Das Heimweh trieb, ich kam geeilt,
 „Die Heimath hat gar bald mich geheilt.

„Und falls Frau Mutter mich länger nicht hält,
 „Möcht' weiter ich zieh'n in die weite Welt.

„Wohin? — wen kummert's? — auf gutes Glück,
 „Und käme vielleicht so bald nicht zurück.

„Ade! du giebst deinen Segen mir doch, —
 „Und Gott, vielleicht, erbarmet sich noch!“

So schied er, und wandte zu gehen sich um;
 Die Mutter verharrte zitternd und stumm.

Und wie hinab er die Straße gewallt,
 Am Thor, vor der Wache, da macht er Halt.

Stand Christel dort im Soldatenschwarm,
 Und hing verbüßt dem Sinen im Arm.

Wie aber sie erst den Gefellen erschaut,
 Verhüllt' sie ihr Antlitz und weinte laut.

Da haben umher die Soldaten der Wacht
 Mit lärmendem Jubel sie ausgelacht.

Er hat nicht gelacht, er hat nicht geweint,
 Er starrte sie an und war wie versteinet.

Er raffte sich endlich, endlich auf,
 Und stürzte hinaus mit schnellerem Lauf.

Wohin? wen kummert's? man weiß es nicht,
 Erzählt sich zur Kurzweil nur manche Geschichte!

Er war hienieden so ganz verarnt,
 Hat Gott vielleicht sich seiner erbarmt?

Sein Nam', als eines Verschollenen, hat
 Zu drei Mal gestanden im Wochenblatt.

Das Gebet der Wittwe.

ie Alte wacht und betet allein
 In später Nacht bei der Lampe Schein:
 Laß unsern gnädigen Herrn, o Herr!
 Recht lange leben, ich bitte dich sehr.
 Die Noth lehrt beten.

Der gnädige Herr, der sie belauscht,
 Vermeint nicht anders, sie sei berauscht;
 Er tritt höchst selbst in das ärmliche Haus
 Und fragt gemüthlich das Mütterchen aus:
 Wie lehrt Noth beten?

Acht Kühe, Herr, die waren mein Gut,
 Ihr Herr Großvater sog unser Blut,
 Der nahm die beste der Kühe für sich
 Und kümmerte sich nicht weiter um mich.
 Die Noth lehrt beten.

Ich flucht' ihm, Herr, so war ich bethört,
 Bis Gott, mich zu strafen, mich doch erhört,
 Er starb, zum Regimente kam
 Ihr Vater, der zwei der Kühe mir nahm.
 Die Noth lehrt beten.

Dem flucht' ich arg auch ebenfalls,
 Und wie mein Fluch war, brach er den Hals;
 Da kamen höchst Sie selbst an das Reich
 Und nahmen vier der Kühe mir gleich.
 Die Noth lehrt beten.

Kommt Dero Sohn noch erst dazu,
 Nimmt der gewiß mir die letzte Kuh —
 Laß unsern gnädigen Herrn, o Herr!
 Recht lange leben, ich bitte dich sehr.
 Die Noth lehrt beten.

Der Invalid im Irrenhaus.

Leipzig, Leipzig! arger Boden,
Schmach für Unbill schafftest du.
Freiheit! hieß es, vorwärts, vorwärts!
Frankst mein rothes Blut; wozu?

Freiheit! rief ich, vorwärts, vorwärts!
Was ein Thor nicht alles glaubt!
Und von schwerem Säbelstreiche
Ward gespalten mir das Haupt.

Und ich lag, und abwärts wälzte
Unheilswanger sich die Schlacht,
Ueber mich und über Leichen
Sank die kalte, finst're Nacht.

Aufgewacht zu grausen Schmerzen,
Brennt die Wunde mehr und mehr;
Und ich liege hier gebunden,
Grimm'ge Wächter um mich her.

Schrei' ich wüthend noch nach Freiheit,
Nach dem bluterkauften Glück,
Peitscht der Wächter mit der Peitsche
Mich in schnelle Ruh' zurück.

Matteo Falcone, der Corse.

Von wessen Rufe hört man wiederhallen,
Die her zu diesen Höhen führt, die Schlucht
Von Porto-vecchio? Flintenschüsse fallen.
Die Gelben sind's, die Jäger, und es sucht'
Vor ihnen her den Buschwald zu erreichen
Ein schwer Verwundeter in schein'rer Flucht.
Aus dem Gehöfte will ein Kind sich schleichen,
Zu spähen, was bedeute solcher Ton;
Er siehet vor sich sieh'n den Blut'gen, Bleichen. —

„Du bist, ich kenne Dich, Falcone's Sohn;
 Ich bin Sampiero; hilf mir, feines Kind,
 Verstecken mich, die Gelben nahen schon.“ —
 „Ich bin allein, die beiden Aeltern sind
 Hinausgegangen.“ — „Schnell denn und verschlagen!
 Wohin vertrieh' ich mich? sag' an, geschwind.“ —
 „Was aber wird dazu der Vater sagen?“ —
 „Der Vater sagt, Du habest recht gethan;
 Und Du zum Dank sollst diese Münze tragen.“
 Die Münze nahm der Knabe willig an.
 Ein Haufen Hen, der sich im Hofe fand,
 Verberg den blutigen, zerkumpten Mann.
 Dann ging das Kind, des Blutes Spur im Sand
 Austretend, nach dem äußern Thor besonnen,
 Bevor schon lärmend der Verfolger stand.
 Es war der Vetter Gamba. — „Wo entronnen,
 Sprich, Vetter Fortunato, ist der Wicht,
 Dem wir die Fährte hierher abgewonnen?“ —
 „Ich schlief.“ — „Ein Lügner, der vom Schläfe spricht!
 Dich hat zu wecken mein Gewehr geknallt.“ —
 „Noch knallt es wie des Vaters Büchse nicht.“ —
 „Antworte, Bursche, wie die Frage schallt;
 Und führst Du solche Reden mir zum Hohne,
 So schlepp' ich Dich nach Corta mit Gewalt.“ —
 „Versuch' es nur, mein Vater heißt Falcone.“ —
 „Ich aber werde Deinem Vater sagen,
 Daß er mit Schlägen Dir die Lüge lohne.“ —
 „Ob er es thut, das möchte noch sich fragen.“
 „Wo ist Dein Vater? sprich!“ — „Ich bin allein,
 Im Buschwald wird er sein, ein Wild zu jagen.“
 Und Gamba zu den Untergeb'nen sein:
 „Hier führt, ich traf ihn gut, die Spur des Blutes;
 Durchsucht das Haus, er wird zu finden sein.“
 Ein Jäger d'rauf: „So Ihr es wollt, so thut es:
 Doch solltet Ihr's erwägen, Adjutant,
 Uns bringt Falcone's Feindschaft nimmer Gutes.“
 Er aber stand unschlüssig, abgewandt,
 Und stach in's Hen, nachlässig in Gedanken,
 Wie Ciner, der das Rechte nicht erkannt.
 Der Knab' indessen spielte mit dem blanken
 Gesenke seiner Uhr, und schob gelinde
 Ihn vom Versteck zurück des armen Kranken,
 Und wieder freundlich sprach er zu dem Kinde:
 „Du spielst mit meiner Uhr und hast noch keine;

Die hatt' ich Dir bestimmt zum Angebinde. —
 „In meinem zwölften Jahr' bekom' ich eine.“ —
 „Bist zehn erst alt, betrachte diese nur.“
 Und blinkend hielt er sie im Sonnenscheine.
 Gar argen Glanzes funkelte die Uhr;
 Das zierliche Gehäus so blank und klar,
 Die Nadeln Gold, das Zifferblatt Lasur. —
 „Wo steckt Sampiero?“ — „Wird Dein Wort auch wahr?“
 Dem Knaben schwur er zu mit theuerem Eide,
 Daß sie der schöne Preis des Blutes war.
 Des Knaben Rechte hob nach dem Geschmeide
 Sich langsam zitternd; niederwärts sich neigend
 Berührt' es sie; ihm brannt' das Eingeweide.
 Da hob sich auch die Linke, rückwärts zeigend,
 Und gab den Schüßling dem Verfolger bloß;
 Geschlossen war der Kauf, der arge, schweigend.
 Da ließ der Adjutant die Kette los;
 Das Kind, vom köstlichen Besitz befangen,
 Vergaß sich selbst und des Verrath'nen Loos.
 Und Gamba ließ hervor den Flüchtling langen,
 Der blickte stumm verächtlich auf den Knaben
 Und gab dem Jäger willig sich gefangen. —
 „Ihr müßt, Freund Gamba, schon die Güte haben,
 Schafft eine Bahre her, ich kann nicht gehen;
 Verblutet hab' ich mich, im Heu vergraben.
 Ihr seid ein Schuß, man muß es Euch gestehen;
 's ist aus mit mir; Ihr habt mich gut gefaßt,
 Doch habt Ihr auch, was ich vermag, gesehen.“
 Und menschlich sorgte man und freundlich fast
 Für Einen, den man doch als tapfer pries
 Und, wo es galt, als Gegner nur gefaßt.
 Die Münze reicht ihm Fortunat, er stieß
 Zurück den Knaben, welcher voller Scham
 Entwich und jenen Thaler fallen ließ.
 Falcone jetzt mit seinem Weibe kam
 Vom Walde her; um sein Gehöfte sah
 Er Jäger schwärmen, was ihn Wunder nahm.
 Schußfertig, kühn, vorsichtig nah' er da,
 Und hieß das Weib der zweiten Wüchse pflegen,
 Wie's Brauch ist, wo der Schuß dem Feinde nah'.
 Ihn kennend, ging ihm Gamba schnell entgegen. —
 „Verkennt den Freund nicht!“ — Langsam stieg der Lauf
 Der Wüchse, die im Anschlag schon gelegen. —
 „Wir hatten, Better, einen weiten Lauf,

Der Tag war heiß, wir haben ihn erjagt,
 Doch gingen auch der Unfern zwei darauf;
 Ich meine den Sampiero.“ — „Was Ihr sagt!
 Sampiero, der die Ziege mir geraubt,
 Vom Hunger freilich wohl, und scharf geplagt.“ —
 „Er hat gefochten, wie es Keiner glaubt;
 Wir haben ihn und danken's Fortunato,
 Der uns geliefert sein geächtet Haupt.
 Der Vater rief entrüftet: „Fortunato?“ —
 Die Mutter sank zusammen, wie gebrochen,
 Und wiederholte schaurig: „Fortunato?“ —
 „Er hatte dort sich in das Heu verkrochen,
 Der Bettler zeigt ihn an; man soll's erfahren,
 Und ihm und Euch wird hohes Lob gesprochen.“ —
 Sie treten an das Haus; die Jäger waren
 Geschäftig und bemühet um den Alten,
 Die Wahre wohl mit Mänteln zu verwahren.
 Und wie zu seinem Ohr die Schritte schallten,
 Und er sich umgesehen, wer genaht;
 Da konnt' er nicht zu lachen sich enthalten;
 Ein Lachen, gar entseßlich in der That.
 Das Haus anspeind schrie er: „Lug und Trug!
 In diesen Mauern hauset der Verrath!“ —
 Erbleichend, zitternd hör't's Falcone, schlug
 Vor's Haupt sich die geballte Faust, und stumm
 Verharr't er, bis man fort den Alten trug.
 Es sah sich Gamba grüßend nach ihm um;
 Er merkt es nicht; er ließ die Truppe ziehen,
 Er starrte zu dem Knaben taub und stumm
 Es will vor ihm das Kind erzitternd knien,
 Er schreit es an: „Dein erstes Stück war gut!
 Zurück von mir!“ — Es hat nicht Kraft zu fliehen. —
 Und zu der Frau gewandt: „Ist der mein Blut?“ —
 „Ich bin Dein Weib“ — und ihre bleichen Wangen
 Erglühen schnell von wunderbarer Gluth. —
 „Und ein Verräther!“ — Ihre Blicke hangen
 An ihrem Kinde, sie erspäht die Uhr:
 „Von wem hast dieses Kleinod Du empfangen?“ —
 „Vom Bettler Gamba.“ Hestig an der Schnur
 Sie reißend, schleudert und zerschellt Falcone
 An einen Stein der That verhasste Spur,
 Dann starrt er vor sich hin und scharrt, wie ohne
 Gedanken, mit dem Kolben in den Sand,
 Und rafft sich endlich auf und ruft dem Sohne:

„Mir nach!“ Das Kind gehorcht. Er selbst, zur Hand
 Sein trautes Feuerrohr, nimmt durch die Haide
 Den Richtpfad nach dem nächsten Waldestrand.
 Ihn hält die Mutter schreckhaft an dem Kleide:
 „Dein Sohn, Dein einziger Sohn, den Gott Dir gab,
 Den mit Gelübden wir ersuchten Beide!“
 Und er: „ich bin sein Vater, d'rum, laß ab!“
 Da küßet sie verzweiflungsvoll den Kleinen
 Und schaut ihm nach bis in den Wald hinab,
 Dann geht sie, vor das Heil'genbild der reinen,
 Gebenedeiten Mutter sich allein
 Zu werfen, und zu beten und zu weinen.
 Falcone hält im Wald am schwarzen Stein,
 Versucht den Boden und erwählt die Stätte;
 Hier ist die Erde leicht, hier wird es sein.
 „Knie nieder, Fortunato, knie und bete.“
 Der Knabe kniet und winselt: „Vater, Vater!
 Du willst mich tödten?“ — Und der Vater: „bete!“
 Und weinend, schluchzend stammelt er das Pater;
 Mit fester Stimme spricht der Vater: „Amen!“
 Und weiter stammelt er das Ave Mater. —
 „Bist Du nun fertig?“ — „Von den Klosterdamen
 Geleert' ich noch die Litanei so eben.“ —
 „Sehr lang ist die; jedoch, in Gottes Namen!“
 Er hat gebetet. — „Vater, laß mich leben,
 D tödte mich noch nicht!“ — „Bist Du am Schluß?“
 „Vergieb mir —“ „Gott, der möge Dir vergeben!“
 Die Hände streckt er aus — da fällt der Schuß.
 Vom Leichnam wendet sich der Vater ab,
 Und heimwärts schreitend wanket nicht sein Fuß.
 Sein Aug' ist dürr, mit seines Alters Stab
 Sein Herz gebrochen. Also holt der Mann
 Den Spaten, um zu graben dort das Grab.
 Die Mutter stürzt bei'm Schuß entsetzt heran,
 Sie stürmet händeringend auf ihn ein:
 „Mein Kind! mein Blut! Was hast Du nun gethan?“ —
 „Gerechtigkeit. — — Er liegt am schwarzen Stein.
 Ich laß ihm Messen lesen, der als Christ
 Gestorben ist, und also muß' es sein.
 Sobald Du aber selbst gefaßter bist,
 Verkünde unserm Tochtermann Renzone,
 Daß meine wohlervog'ne Meinung ist,
 Daß künftig er mit uns mein Haus bewohne.“